

Niederrheinische Musik-Zeitung

für Kunstfreunde und Künstler.

Herausgegeben von Professor L. Bischoff. — Verlag der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung.

Nr. 7.

KÖLN, 18. Februar 1854.

II. Jahrgang.

Desdemonia.

Novelle von August Hitzschold.

Vor einem der schönsten Paläste Neapels hielt eine stattliche Equipage. Ein junger, schmächtiger Mann kam daher, blickte verwundert nach den Fenstern des Hauses und fragend auf den reich gekleideten Kutscher.

„Freund,“ sprach er den letzteren an, „wohnt hier wirklich Maëstro Rossini?“

„Corpo di Bacco!“ antwortete der Diener. „Wie lange seid Ihr in Neapel, dass Ihr noch nicht die Wohnung des berühmten Maëstro kennt?“

Der Fragende erröthete. „So ist dieses der Palast Barbaja?“

„Freilich muss er das sein, Signor!“ entgegnete der kecke Bursche. „Ihr wisst ja, der Maëstro und der Impresario haben Alles mit einander gemein, Haus und Tisch, Pferd und Wagen, sogar“ — er brummte etwas in den Bart, was der junge Mann nicht verstand —. „Wenn Ihr aber den Maëstro sehen wollt, Signor, so müsst Ihr ein wenig eilen. Er fährt in zehn Minuten nach *Del Fondo* zur Opernprobe.“

Der junge Mann stieg rasch die Marmortreppen hinauf. Er gab seine Karte ab, und bald erschien ein Diener, der ihn durch mehrere Zimmer, eines immer eleganter als das andere, führte. Endlich sprang die letzte Thür auf, und er stand vor einem schönen, munteren, wohlgenährten Manne, der vor einer grossen Schüssel voll Austern und einer Flasche *Lacrimae Christi* sass.

„Es thut mir leid,“ sagte Rossini lächelnd, „dass ich Euch keine Austern mehr anbieten kann, Signor; aber wenn Ihr morgen wiederkommt, sollt Ihr ein Schock ganz frisch aus dem Meere haben.“

Der Besucher verneigte sich schüchtern und verlegen.

„Uebrigens freut es mich, Euch kennen zu lernen, Signor Molino,“ fuhr Rossini fort, die Serviette zusammendrückend und die Flasche sorgfältig verschliessend; „ich

habe viel Gutes von Eurer Stimme gehört. Singt Ihr bis zum *Si* hinauf mit der Brust?“

„Wenn ich gut disponirt bin, sehr leicht,“ antwortete Molino: „aber ich leide jetzt etwas.“

„Ja, das kommt von der deutschen Schneeluft und den langweiligen Nebeln da drüben,“ sagte lachend der Meister. „Wenn Ihr gut seid, könnt Ihr hier bleiben. In Italien bleibt man so lange bei Stimme, bis einem die Haare erbleichen.“

„Ja, Italien ist herrlich!“ rief der Sänger aus.

„Aber in Deutschland regnet es neben vielem Wasser auch Ducaten, und die klingen gut, nicht wahr, Molino?“ fragte Rossini.

„Ja, dort bezahlt man den Künstler, aber bei uns ehrt man ihn.“

„Und lässt ihn daneben auch nicht verhungern,“ bemerkte Rossini — „wie Ihr an diesen Meer-Ungeheuern seht, d. h. Se. Majestät der König und mein Freund Barbaja bekommen stets die ersten Austern im Jahre geliefert. — Wollt Ihr bei uns gastiren?“

„Nein, Signor, ich bin nach dem Süden auf Anordnung der Aerzte gekommen, um mich hier zu erholen. Meine Brust ist angegriffen.“

„Kein Wunder!“ rief Rossini aus: „wessen Brust sollte da drüben nicht angegriffen werden!“

„Wir haben nur zweimal in der Woche Oper,“ bemerkte Molino.

„Ja, aber was für eine!“ rief Rossini aus. „Da müsste einer des Aeolus Lungen haben, um alles das Zeug herauszublasen, was die barbarischen Componisten aushecken.“

„Und doch will oft unser Publicum gerade am liebsten das hören, was uns am schwersten fällt,“ sagte der Sänger.

„Nicht wahr, von italiänischer Musik wollen sie noch nichts wissen?“ fragte Rossini, Hut und Handschuhe wieder bei Seite legend. „Vor ihrem höllischen Don Juan, ihrer langweiligen Schweizerfamilie, ihrem dumpfen Fidelio kann ein Salieri, ein Righini nicht aufkommen, von mir gar nicht zu reden.“

„Sie scherzen, Signor,“ fiel ihm Molino rasch ins Wort: „gerade Ihren Werken, wenigstens dem Tancred, ist ein höchst glänzender Erfolg überall in Deutschland zu Theil geworden. Und in Paris . . .“

„Ich habe davon gehört,“ unterbrach ihn Rossini, „aber es scheinen nur die Damen zu sein, die an unserer Gesangs-Oper Geschmack finden. Ein grosser Theil des Publicums scheint es mit den kritischen Pedanten zu halten und will sich lieber von der „„ernsten““ Vestalin langweilen, als von der „„leichten““ Italiänerin in Algier amüsiren lassen. A propos, Molino, Sie waren auch in Paris; haben Sie Spontini kennen gelernt?“

„Ich habe unter seinem Tactstabe gastirt,“ bemerkte der Sänger.

„Und was — im Vertrauen gesagt, es bleibt unter uns“ — sagte der Maëstro, seine Hand auf Molino's Schulter legend, „was äusserte er über meine Opern?“

Der Sänger schlug die Augen nieder und ward verlegen.

„Sprechen Sie offen, ich liebe die Wahrheit,“ bemerkte Rossini: „ich kann mir schon denken, was er meint.“

„Er hat Ihre Werke sämmtlich auf die Bühne der italienischen Oper gebracht und dirigirt sie mit Eifer,“ sagte der Sänger ausweichend.

„Aber mit Unlust, vielleicht mit Neid!“ rief Rossini aus.

„Ja, wohl beneidet er Sie, Signor!“ fiel Molino ein: „sonst würde er Sie nicht mit Gluck vergleichen und von seiner Vestalin in Einem Athem mit Titus reden.“

„Und wie vergleicht er mich? sprechen Sie!“ rief lebhaft der Maëstro.

„Nun denn, so wissen Sie, hochgeehrter Signor,“ sagte der Sänger, dass er Ihnen nicht mehr Gerechtigkeit widerfahren lässt, als die deutschen Tages-Scribenten. Er behauptet, Sie gäben weniger, als Sie vermöchten, Sie zielten mit Ihren Opern nur auf die Sinne, nicht auf Herz und Verstand, Sie . . .“

„Reden Sie aus!“ ermunterte den Zögernden der Maëstro, sah nach der Uhr und setzte den Hut auf.

„Spontini spricht Ihnen dramatisches Talent ab und nennt Sie einen blossen Lyriker ohne Tiefe und Wahrheit,“ flüsterte Molino, als fürchte er, dieses demüthigende Urtheil möchte noch das Ohr eines Dritten erreichen.

„Ich danke Ihnen, Molino,“ sagte hierauf schnell Rossini und erfasste ihn beim Arm. „Jetzt aber kommen Sie mit zur Königin Elisabeth; Sie werden in der Angelica Colbran eine reizende Prima Donna kennen lernen.“

Sie gingen und stiegen mit einander in den stattlichen Wagen, dessen Schlag der Kutscher jetzt eben so verwun-

dert schloss, als er vorher vom Sänger betrachtet worden war.

Rossini sprach von gewöhnlichen Dingen. Als sie sich aber dem Theater *Del Fondo* näherten, bemerkte er: „Es ist schade, dass Sie nicht im Winter kamen, ehe das Theater *San Carlo* niederbrannte. Die Stimme der Colbran nahm sich dort noch einmal so herrlich aus.“

„Ja, das war ein grosses Unglück, der Theater-Brand!“ rief der Sänger aus. „Signor Barbaja wird es lange nicht verschmerzen können.“

„O, deshalb seien Sie ruhig!“ bemerkte lächelnd der Maëstro: „der Impresario ist durch Subventionen mehr als gedeckt und hat übrigens einige *San Carlo's* in der Tasche. Ausserdem schreibe ich ihm eben zum Troste eine neue Oper, die Sie wahrscheinlich noch mitanhören werden.“

„Ich vernahm schon davon,“ sagte Molino, „es ist eine komische, nicht wahr?“

„Sie meinen den Barbier von Sevilla,“ bemerkte Rossini: „nein, der ist für Rom bestimmt; die Römer wollen einmal lachen.“

„Die Deutschen behaupten auch, Sie würden im Komischen noch mehr leisten, als im Ernsten,“ bemerkte der Sänger.

„Ach, was verstehen die vom Komischen!“ erwiderte Rossini ärgerlich. „Die können ja gar nicht ordentlich lachen, so wenig als sich ihre Sänger auf der Bühne gehörig zu wenden und zu drehen verstehen. Nein, nein! für diese melancholischen Fisch-Naturen ist eine Oper wie die, welche ich jetzt schreibe. Es wird eine sehr ernste, hochtragische werden, und“ — setzte er nach kurzem Nachdenken hinzu — „*Corpo di Christo!* ich werde einmal eine Musik geben, die auch Ihren Kritikern und Capellmeistern nicht frivol, sondern rührend und ergreifend erscheinen soll. Morgen beginne ich den dritten Act; er soll ganz Spontinisch werden, wo möglich aber noch etwas besser. Wenigstens habe ich zwei meiner schönsten Melodien dafür aufgespart.“ Seine Augen leuchteten stolz; der Sänger machte unwillkürlich eine Verneigung. Die Kutsche hielt, der Schlag wurde geöffnet, und bald rauschte die Ouverture los, welche der im Weinen lachende Meister seinen beiden Opern-Partituren, der tragischen Elisabeth und dem derb-komischen Barbier zugleich vorgesetzt hat.

Sechs Jahre waren vergangen, seitdem der Tenorist Maria Molino die Bekanntschaft seines berühmten Landmannes gemacht. Er hatte sich damals zwar nur einige Wochen in Neapel aufgehalten, um dort seine von dem rauhen Klima des deutschen Nordens angegriffene Brust

ausruhen und wieder erstarken zu lassen; aber er hatte in dieser Zeit durch den Umgang mit dem Meister und den Besuch der von ihm dirigirten Opern ausserordentlich gewonnen. Daher fand er, nach Deutschland zurückgekehrt, mannigfach glänzende Anerbieten zu Engagements, um so mehr, als seine treffliche, schmelzende Stimme von einer Persönlichkeit voll Anmuth und edlem Anstande gehoben wurde. Zuletzt hatte er sich von der Bühne einer grösseren Residenz fesseln lassen, nicht aber angezogen von der bedeutenden Gage, noch von den Annehmlichkeiten des Ortes, sondern von den Reizen der ersten Sängerin.

Rossini war mit seiner Gattin nach längerem Zögern und mit Widerstreben nach Wien gegangen; denn er hegte starke Antipathie gegen Deutschland, das Land, wo er nur halbe Triumphe erlangen konnte. Er war nach Wien dem Rufe gefolgt, seine Oper Zelmira dort in Scene zu setzen. Bald jedoch gefiel er sich in der gemüthlichen, lebensvollen Stadt recht wohl und ward von allen Seiten so mit Beifall überschüttet, dass er die grosse Rang-Verschiedenheit zu vergessen anfang, welche nach der deutschen Kunstrichter-Meinung zwischen ihm und dem Manne Statt fand, der einige dreissig Jahre vorher dort seine unsterblichen Opern von deutschem Geiste und theilweise italiänischer Form aufgeführt hatte. Man schien vor dem Meister von Pesaro den alten Mozart im eigenen Vaterlande vergessen zu wollen. Und so befand sich Rossini wohl.

Eines Tages sass er und schrieb; er corrigirte emsig an der Partitur der Zelmira, die er den guten Wienern so recht mundgerecht und schmackhaft machen wollte. Da meldete man den Sänger Molino bei ihm an. Rossini stand auf und eilte ihm entgegen. Aber entsetzt blieb er stehen, als er des jungen Mannes ansichtig wurde. Bleich, mit starrem Auge, mit gefurchter Stirn und gebeugtem Körper sah er den Sänger vor sich stehen, als wären seit der Zeit, wo er den blühenden, jugendlichen Mann zum ersten Male gesehen, dreissig, statt sechs Jahre vorübergestrichen.

„Sie hätten mich wohl nicht wieder erkannt?“ fragte mit matter Stimme, schwermüthig lächelnd Molino.

„In der That, Sie machten meinem Gedächtnisse zu schaffen,“ war Rossini's Antwort: „Sie sehen sehr leidend und angegriffen aus.“

„Ich bin auch krank, schwer krank,“ sagte der Sänger. „Die Krankheit aber sitzt tief, sehr tief; man nennt ihren Heerd das Gewissen.“

„Nicht möglich das!“ sprach Rossini, ihn sanft zu sich auf das Sopha ziehend. „Kommen Sie, Landsmann, reden Sie, vertrauen Sie Sich mir an, frei und vollständig.“

„O, hätten Sie Ihren Othello nie geschrieben!“ rief der Sänger aus, dessen Augen Thränen entrannen.

Der Meister war erstaunt. Nach wiederholtem freundlichem, theilnahmevollem Zureden gab ihm endlich der arme Sänger von seinem Schicksal Kunde.

* * *

Cäcilie war die erste Sängerin an jenem Hoftheater, bei welchem Molino eine Anstellung angenommen hatte. Jugend, Schönheit und gemeinsames Kunststreben von gleicher Regsamkeit hatte Beide zu einander gezogen, bald näher verbunden und — zu Gunsten des Publicums — zu trefflichem harmonischem Zusammenwirken, zu herrlichen Schöpfungen der Darstellung begeistert. Es war ein inniges, glückliches Verhältniss, welches allgemeine Theilnahme fand; nur den Director verstimmte es, wenn die Liebenden von Vermählung sprachen, denn die Theater-Directoren haben nun einmal eine Antipathie gegen die Trauringe.

Da erschien plötzlich am Hofe der ausserordentliche Gesandte eines anderen deutschen, fernegelegenen Staates. Er war ein junger Mann von solcher Schönheit, dass er dadurch mehr als durch seine Mission, die bloss Zoll-Angelegenheiten betraf, Aufsehen erregte. Er fand sich jeden Abend in der Oper ein. Mancher Mann sah ihn nicht gern, weil mehr auf ihn als auf die Aufführenden die Augengläser der Damen gerichtet zu werden pflegten. Am unliebsten jedoch war sein Erscheinen Molino, weil des Fremden Augengläser während der Vorstellung fast immer nur Cäcilien folgten. Eines Abends kam Molino zu seiner Geliebten und fand zu seinem Erstaunen den Gesandten dort, der neben Cäcilien auf dem Sopha sass. Nach einer gezwungenen Unterhaltung von kurzer Dauer zog sich der Sänger wieder zurück.

Cäcilie, ein argloses, echt weibliches Gemüth, hatte kaum eine Ahnung von dem, was bei ihrem Zusammensein am Tage darauf die Stimmung des Geliebten trübte, und ihr Streben war nur, die Wolken von seiner Stirn hinweg zu küssen. Aber es gelang ihr nicht, und erst die Bitte des Sängers, den Gesandten nicht mehr zu empfangen, liess sie einen Blick in seine Seele thun. Dennoch gab sie darauf eine ausweichende, unbestimmte Antwort — und der Riss in Molino's Herzen wurde unheilbar.

Zwar bemerkte er, dass bald nach dieser Zeit der Fremde die Loge seltener besuchte, auch schien er der Sängerin weniger Aufmerksamkeit zu widmen; aber seine Besuche bei ihr fielen, so kurz sie immer sein mochten, nicht weg. Als Molino deshalb grollte und in dem Verhalten Jenes eine erkünstelte Kälte, eine verschleierte Lei-

denschaft erblicken wollte, weinte Cäcilie heftig und bot umsonst alle Worte und alle Mittel der Liebe und Zärtlichkeit auf, den Geliebten zu beruhigen. Vergebens; die furchtbare Leidenschaft der Eifersucht hatte ihre Krallen in die Brust des Unglücklichen geschlagen, der heissblutige Südländer blieb einem Verdacht zur Beute, den selbst ein Brief des Gesandten, worin dieser ihm auf sein Ehrenwort versicherte, dass zwischen ihm und Cäcilien kein anderes als ein freundschaftliches Verhältniss obwalte, nicht zu beschwören vermochte.

Ein Geheimniss hatte Cäcilie allerdings vor ihrem Geliebten: er wusste nicht, was, aber dass sie etwas vor ihm und aller Welt in ihrem Innern verschloss, was oft ihre schönsten Stunden plötzlich trübte und sonderbarer Weise gerade nach ihren herrlichsten gemeinschaftlichen Triumphen auf der Bühne die Freude daran ihr sichtbar verbitterte. In solchen Augenblicken war Molino's Bitten und Drängen um ihr ganzes, rückhaltloses Vertrauen stets vergebens gewesen. Wenn auch nach heftigem Kampfe ihre Lippen sich öffneten, ihm Geständnisse zu machen, immer wieder brachten sie nur die Bitte hervor, ihrer zu schonen und nicht weiter in sie zu dringen, da ein heiliges Gelübde sie binde.

Es lag über der Vergangenheit des holden Geschöpfes ein dichter Schleier. Wie anders, als dass giftige Zungen erfinderisch diese zu ihrem Nachtheil ausbeuteten, da ihnen die Gegenwart keine Blösse bot! Molino hatte dergleichen verleumderische Gerüchte verachtet und lange nicht mehr diese Saite bei Cäcilien berührt, weil er wusste, dass sie einen Misston in ihrer Seele hervorrief. Merkwürdiger Weise schien sich auch in der letzten Zeit jenes Bewusstsein, das gerade in den Augenblicken des höchsten Glücks an ihrem Herzen genagt hatte, allmählich immer mehr zu verlieren. Das entging ihrem Geliebten nicht; er brachte es in einen unseligen Zusammenhang mit der Anwesenheit des Gesandten, und die Frage nach jenem Geheimnisse trat wieder auf seine Lippen. Cäcilie schwieg — sie bat nur um eine Frist von unbestimmter Dauer, binnen welcher sie noch schweigen müsse; sie hoffe mehr als je, dass diese Frist nur kurz sein werde.

Gerade um diese Zeit wünschte der Hof die Aufführung der neuesten Oper von Rossini, von deren Erfolg alle Blätter wiederhallten. Othello wurde einstudirt.

Die Hauptrolle war natürlich Molino zugefallen und machte auf ihn einen tiefen Eindruck. Statt ihn jedoch nachdenklich und besonnen zu stimmen, erregte sie ihn noch mehr, verfinsterte den Horizont seines Verstandes und

drohte sein Herz zu vernichten. Zum Unglück fehlte ihm ein Freund: er war in der Stadt noch so fremd, wie zu der Zeit, als er hingekommen. Das Verhängniss aber verfolgte ihn ausserdem eben so, wie den Helden jener Oper. Als Liebling des Publicums hatte er unter den übrigen Sängern — grösstentheils Italiänern — nicht nur keine Freunde, sondern erbitterte Feinde, weil Neider. Sie schürten das Feuer, das in seiner Seele brannte, und frohlackten schon ob des Bruches, der zwischen dem Glücklichen und der „angeboteten, kalten Deutschen“, zu entstehen drohte.

Leider wuchs in Molino's Seele das Misstrauen zum peinigenden Zweifel an der Geliebten, und sein Trachten ging nur dahin, sich Beweise von ihrer Untreue zu schaffen.

Unter der Maske der Verstellung Zärtlichkeit heuchelnd, kam er eines Tages zu Cäcilien. Er meldete ihr, dass er im Begriffe stehe, einen zehnjährigen Contract mit der dortigen Bühne abzuschliessen, und dass man ihr ebenfalls ein dauerndes Engagement, auch für den Fall ihrer Verheirathung, zugestehen wolle: desshalb frage er sie, wann ihre Verbindung Statt finden könne. — Mit unverkennbarer Freude antwortete sie ihm: „wahrscheinlich sehr bald, doch könne sie die Zeit noch nicht bestimmen; sie erwarte noch Nachrichten.“ — „Vom Gesandten?“ fuhr der Eifersüchtige auf. Das Mädchen schwieg und erröthete tief. Da rief er mit fürchterlichem Blicke: „seiner Genehmigung bedürfe er nicht, und auf eine Ausstattung von seiner Hand verzichte er!“ Er stürzte aus dem Zimmer. Fassungslos flog sie ihm nach. Schon schwebte die Entdeckung des Geheimnisses auf ihren Lippen, vier Worte reichten hin, den Geliebten zu beruhigen — da trat ihr der Gesandte entgegen, an dem Molino vorübergeeilt war, ergriff die Hand der Verstörten und führte sie in ihr Zimmer zurück.

Mit der Aufführung des „Othello“ sollte das Theater geschlossen werden, mehrwöchentliche Bühnen-Ferien traten alsdann ein. — Es war die Zeit, welche die Künstler zu Gastreisen zu benutzen pflegen. — Da erhielt Molino einen Brief von Cäcilien, die er seit jenem Tage nicht mehr besucht hatte, worin sie ihm mittheilte, dass sie verreisen und gleich nach ihrer Rückkehr die Frage beantworten werde, ob und wann sie sich mit ihm vermählen könne. Sie werde hoffentlich bald alle Hindernisse beseitigt haben; das sei der Zweck ihrer Entfernung auf kurze Zeit. Ausserdem enthielt der Brief die zärtlichsten Versicherungen ihrer Liebe und Treue und die rührendsten Beweise des tiefsten Schmerzes über das Misstrauen des Geliebten.

Aber in seiner Verblendung achtete Molino nicht darauf: er war auf die Stufe der Leidenschaft gekommen, wo die Eifersucht mit einer Art von fieberhafter Freude alles aufgreift, was ihr den Schein der Berechtigung geben kann.

In dieser Stimmung eilte er auf das Policei-Amt und erfuhr, dass Cäcilie einen Pass nach ***, der Heimat des Gesandten, genommen hatte.

Sein Blut erstarrte; mit kalter Berechnung beschloss er, sich zu verstellen, bis der Augenblick gekommen, die Falsche zu entlarven. Er zeigte sich deshalb in den Proben überaus freundlich und artig gegen seine Desdemona, scherzte mit ihr und spielte den übrigen Sängern gegenüber den Sorglosen und Gleichgültigen. Seine Absicht war, der Welt die Schmach des Grundes seiner Eifersucht zu verbergen, die Treulose aber immer mehr zu umgarnen und sicher zu machen. Seine Partie sang und spielte er meisterlich. Cäcilien aber flösste er ein geheimes Grauen ein: eine peinigende Beängstigung hatte sich ihrer bemächtigt, und als der Abend der Aufführung kam, fürchtete sie neben dem Hasse des Geliebten auch seine Rache.

Nach dem ersten Aufzuge wurden alle Sänger stürmisch gerufen, die Musik zündete gewaltig. Den Glanzpunct aber hatte Othello mit seiner grossen Arie zu Anfange der Oper gebildet. Desdemona jedoch liess Manches zu wünschen übrig: die innere Bewegung verhinderte die Sängerin, ihre schönen Kräfte in gewohnter Harmonie zu entfalten. Der Fluch des Vaters schien auf ihr zu lasten. Aber energischer trat sie im folgenden Aufzuge hervor. Unvergleichlich war Spiel und Gesang im Terzett: „*Ah vieni, nel tuo sangue*“, dem Höhepunkte der nach der Katastrophe hindrängenden Handlung, obschon der Componist hier etwas Besseres hätte geben können, als die ermüdende Wiederholung gewöhnlicher Melodien im breiten Vier-Vierteltact und im etwas nüchternen *C-dur*. Aber die Sänger, namentlich Molino und Cäcilie, verdeckten diese Schwächen, rissen Orchester und Dirigenten in heisser Leidenschaft mit sich fort, indem sie das Tempo wie unbewusst immer schneller und schneller nahmen, und ergriffen die Zuhörer auf das höchste.

Doch Desdemona hörte nicht das Rauschen des Beifalls, der dieser Nummer folgte, wusste nicht, ob und wie sie ihre Partie durchgeführt. Sie hatte nur für den Geliebten Auge und Ohr gehabt, nur mit Schauern das wilde Leuchten seiner Augen, das Zittern seiner Hand, in welcher das Schwert blitzte, verfolgt und in namenloser Angst zu erkennen geglaubt, dass er nicht Desdemona, sondern Cäcilien glühend hasse. Bei der Stelle, wo der Zweikampf

mit Rodrigo beginnen sollte, hatte Molino sein Gesicht starr nach der Loge des Gesandten gerichtet, was dieser jedoch nicht bemerken konnte, weil sein Auge unverwandt an Desdemona hing.

Cäcilie hatte, wie es Schauspielerinnen gewöhnlich geht, keine Freundin unter ihren Genossinnen. Dennoch, von den Eindrücken gesteigerter Furcht getrieben, welche zur Mittheilung drängen, eröffnete sie dem jungen Mädchen, welches ihre Vertraute im Stück spielte, alles, was heute ihr Herz bewegte und seine Schläge immer mehr und mehr beschleunigte. Da stieg plötzlich ein Entschluss in ihr auf, ein Gedanke, den sie schon oft gehegt, dessen Verwirklichung aber stets der Gesandte entgegen getreten war. Seiner ausdrücklichen Einwilligung bedurfte es aber auch jetzt. Sie schickte schnell nach seiner Loge, um ihn auf die Bühne rufen zu lassen. Man meldete ihr, der Gesandte habe sich nach dem zweiten Aufzuge entfernt, um eine Dame, die plötzlich unwohl geworden, nach Hause zu begleiten. Cäcilie war wie vernichtet.

Der dritte Act begann. In dem Recitativ mit Emilie, der Vertrauten, sang Cäcilie so schwach und unsicher, dass Jene fast irre ward. Als das Orchester die Romanze des Gondoliers einleitete, flüsterte sie dem Mädchen zu: „Er singt mir mein Sterbelied!“ und als bald darauf Molino hinter den Coullissen sichtbar ward, machte die Angsterfüllte auf seinen glühenden Blick aufmerksam.

Indessen begann das Ritornel zu der berühmten Arie Desdemona's aus *G-moll*. Als die Harfe die gebrochenen Accorde anschlug, die Flötenklänge sich melodisch beismischten, da kam auf einmal Muth und Kraft über das tiefgebeugte Mädchen. Sie erhob sich anmuthsvoll, ihre Augen leuchteten hell und stolz auf, und sie begann das *Assisa al piè d'un salice immenso nel dolore* mit ihrer schönen metallreichen Stimme zwar schwach, aber ohne Zittern zu singen. Es war der Muth der Unschuld und der Entsagung, der sie durchdrang und erhob; ihre ganze Erscheinung war die einer Verklärten.

So erschien sie auch Molino, der hinter der Coullisse stand und ihr regungslos, wie bezaubert, zuhörte. Als sie bei dem Uebergang nach *B-dur* den Ton anschwellen liess und die Triolen-Figur im nachhaltigen, glockenreinen Forte, wie mit Zuversicht erfüllt, erklingen liess, da ward er so hingerissen von der Haltung und dem seelenvollen Tone des schuldreinen Mädchens, dass er unwillkürlich nach dem Dolche griff und fühlte, ob die Spitze auch wirklich stumpf sei und er nicht Gefahr laufe, unwillkürlich Cäcilien zu verwunden. Aber Cäcilie nahm diese

Bewegung wahr und deutete sie zu ihrem Verderben. „O Gott!“ — flüsterte sie Emilien zu — „seine Waffe ist scharf!“ Doch raffte sie sich zusammen und sang die folgenden Verse ihres Schwanengesanges noch inbrünstiger als den ersten, so dass die Zuhörer ganz hingerissen waren und viele schöne Augen weinten. Auch Molino war aufs tiefste ergriffen und fragte sich, ob Cäcilie nicht eben so schuldlos sein könne, als Desdemona. Da fiel sein Blick auf die Loge des Gesandten: er fand sie leer. „Rodrigo erwartet zu Hause meine Desdemona,“ sprach er zu sich, und Desdemona's Largetto aus *As-dur*, wie seelenvoll auch gesungen, ging an seinem Ohr eindrucklos vorüber.

Er trat heraus, die Fackel in der Hand, mit seinem dumpfen *Eccomi giunto inosservato*. Die grelle Beleuchtung machte den Anblick seines geschwärzten Gesichtes noch unheimlicher, während die wirkliche wilde Eifersucht seine sonst so schönen Züge verzerrte. Cäcilien überlief es eiskalt, als er an ihr Lager trat, und sie erhob sich, nach Fassung wie zum wirklichen Todesgange ringend. Die Steigerung der Affecte im Duett *Notte per me funesta*, war auf beiden Seiten ausserordentlich, aber nur zu fürchterlich wahr. Bei Othello's Worten: *Si compia la vendetta*, stand Cäcilie gefasst da, den Todesstoss erwartend; als er aber den Arm erhob, blieb sie das *Ahi me!* was sie noch zu singen hat, schuldig. Da rief der Mörder sein *Mori infedel!* der Dolch fuhr nieder, und die Geliebte lag zu seinen Füßen. Seine Augen funkelten wild, als der *D-dur*-Accord zum Zeichen des Triumphes der Rache im Orchester aufbraus'te. Rasch ging die letzte Scene vorüber, Othello's Demüthigung und Reue. Der Vorhang fiel.

Am anderen Tage las man in der Hofzeitung: „Die Kunst hat einen unersetzlichen Verlust erlitten. Fräulein Cäcilie ****, die uns noch gestern Abends als Desdemona entzückte, ist das Opfer einer furchtbaren Beängstigung und der Anstrengung, sie zu überwinden, geworden. Ein Schlag-Anfall hat sie in dem Augenblicke getroffen, als Othello den Dolch scheinbar in ihre Brust stiess.“

Und so war es auch wirklich. Erst nach dem Sinken des Vorhanges, beim ungestümen Rufe des Publicums nach Desdemona und Othello, stürzten die Sänger auf die regungslose, bleiche Desdemona zu — sie war eine Leiche.

Molino war dem Wahnsinn nahe. — Nur mit Gewalt konnte man ihn von der Entseelten hinwegreissen. Die furchtbare Lage hatte für den Augenblick selbst seine Feinde ihm zu Freunden gemacht; sie wichen auch die folgenden Tage nicht von ihm.

Die Kunstgenossen veranstalteten ein feierliches Begräbniss der Vollendeten. Dicht hinter dem Sarge sah man als ersten Leidtragenden einen grossen schönen Mann in Trauerkleidern, aber mit glänzenden Ordenszeichen geziert, gehen, der seine Thränen vergebens zu unterdrücken strebte. Es war der Gesandte von ***, Cäcilien's Bruder.

Der Tod hatte das Siegel des Geheimnisses gelöst. Cäcilie war die Tochter des Grafen Z., des ersten Ministers am ***schen Hofe. Eine unwiderstehliche Liebe zur Kunst hatte sie zum Theater gezogen; der Vater gab nach langem Widerstreben ihren heissen Wünschen nach, verpflichtete sie aber durch einen Schwur, nie ihren Namen und ihren Stand zu verrathen. Ihre Triumphe auf der Bühne und die Bitten seines einzigen Sohnes, des Gesandten, hatten endlich seinen Ahnenstolz gebrochen — am Tage nach Cäcilien's Tode erhielt der Gesandte seine Einwilligung zu ihrer Verbindung mit Molino.

Rossini hatte dem Sänger mit der grössten Aufmerksamkeit zugehört; seine Züge nahmen einen ihm sonst fremden Ernst an und zeugten von warmer Theilnahme. Aber nach einer kurzen Pause erhob er sich und ging rasch im Zimmer auf und ab. Sein Blick erhellte sich, und stolz trat er vor den Sänger und sprach mit leuchtendem Auge: „Ich ehre und theile Ihren Schmerz. Mein Othello hat ein edles Herz gebrochen, das Glück Ihres Lebens zerstört; aber er hat den Deutschen gezeigt, dass ich dem Menschen auch ins Herz hinein greifen kann, wenn ich will, und Spontini wird mir Ernst und Talent für Gebilde dramatischer Tiefe und Wahrheit nicht länger absprechen dürfen.“

Maria Molino blieb längere Zeit in Wien. Rossini's Freundschaft und seinem Humor gelang es endlich, ihn dem Studium seiner Kunst zurückzugeben, in welchem er allmählich wieder aufzuleben anfang. Aber in seinem Innern blieb des Schmerzes Stachel haften und zehrte an seinem blühenden Leben. Nie kehrte er nach jener Stadt zurück, wo er Cäcilien gefunden, und nie sang er die Partie des Othello wieder.

I w a n M ü l l e r.

(Nekrolog.)

Dieser Künstler, einer der grössten Clarinett-Virtuosen, seit einem Jahre in unserem benachbarten Residenz-Städtchen Bückeburg lebend, verschied daselbst nach kurzem Krankenlager am 4. Februar, und gestern früh wurde seine irdische Hülle zur ewigen Ruhe bestattet.

Im Jahre 1826 war er zum Professor am Conservatorium in Paris ernannt, später hat er mehrere Mal seinen Aufenthalt geändert.

Um die Vervollkommnung der Clarinette hat er sich hochverdient gemacht. Er erfand eine Clarinette mit 13 Klappen, auf der sich bequem aus allen Tonarten spielen lässt; ferner die Alt-Clarinette; er verbesserte die Klappen durch angesetzte kleine elastische Ballen zur Vermeidung des Geräusches beim Niederfallen derselben, und den Schnabel durch ein metallenes Band mit Stellschrauben zur Befestigung des Blattes etc. Sein Spiel zeichnete sich durch grösste Fertigkeit, Eleganz und Feuer aus. Gedruckte Compositionen, als Quartette, Concerte etc. sind in nicht unbedeutender Zahl von ihm erschienen. Seine Clarinetten-Schule ist weltbekannt.

Da alle musicalischen Werke und Zeitschriften das Jahr seiner Geburt nur annähernd angeben, so wollen wir schliesslich bemerken, dass der verstorbene grosse Künstler uns den 3. December (alten Styls) 1786 als den Tag seiner Geburt angab. Er war bekanntlich wenige Werst von Reval geboren.

Iwan Müller ist der Zweite, welcher von denen, deren Namen die musicalische Nachwelt stets mit Achtung nennen wird, seine ewige Ruhe zu Bückeburg gefunden hat. Bekanntlich entschlummerte daselbst 1795 auch Johann Christoph Friedrich Bach, der neunte unter den elf Söhnen Sebastian Bach's.

Wir zweifeln nicht, dass Bückeburg, dessen Fürst und dessen Bewohner stets grosses Interesse für Kunst und Musik zeigten, recht bald durch ein, wenn auch kleines, Gedenkzeichen den Ruheplatz des bedeutenden Künstlers bezeichnen wird.

Minden, 8. Februar 1854.

C. B.

Aus Wiesbaden.

Den 7. Februar 1854.

Ich sende Ihnen, meinem Versprechen gemäss, einen kurzen Bericht über hiesiges musicalisches Leben. Die Oper brachte uns kürzlich zweimal Templer und Jüdin von Marschner, den Wasserträger, Robert, die Stumme und die Hugenotten. Die Leistungen sind den hiesigen Verhältnissen angemessen. Das Orchester und sein neuer Dirigent, Herr Capellmeister Hagen, sind in jeder Beziehung tüchtig. Frl. Stork, hier sehr gern gesehen, hat in Stuttgart weniger gefallen, soll sich dadurch aber nicht von ernsteren Studien abhalten lassen. Es entbehrt ihr Gesanges-Ausdruck, wie ihr Spiel allerdings oft des Prägnanten, Grossen und Ergreifenden.

Wie eine Partie, so sind bei ihr alle in Ton und Farbe. Sie liebt den deutschen Gesang und hat Furcht vor der Coloratur. Aber in eben dieser Scheu vor der italienischen Gesanges-Bildung liegt auch der Grund, dass ihre Stimme weniger biegsam erscheint; auch sollte sie die Auffassung ihrer Rollen mehr durchdringen und uns nicht immer Ein und dasselbe Bild der gewöhnlichen Menschen-Natur vorführen. Frl. Köhler, eine die eben genannte Richtung fleissig pflegende Sängerin, hat eine gute Schule und viel Bühnenübung; sie ist da ganz wie zu Hause. Aber es ist in ihren Leistungen eine Monotonie, die für den durch den Gegenstand Erregteren unendlich ist. Sie ist gern gesehen; aber sie sollte ihre Rollen mit mehr Wärme durchdringen und nicht den Erfolg allein in der brillanten Ausführung suchen. Der Frl. Wiese ist fleissiges Studium Noth. Der Tenor, Herr Peretti, ist eine Perle für die hiesige Oper; mit ihm verlöre sie ihren Glanzpunkt. Er fasst nicht nur seinen Part mit Wahrheit und richtigem Gefühl auf, er gibt ihn wieder mit eigenthümlicher Lebendigkeit und Frische. Seine Stimme ist meist wohlthuend, oft ergreifend, und lässt die Zuhörer nie kalt und theilnahmslos. Möge er noch lange die Zierde der hiesigen Oper bleiben! Herr Minetti hat einen schönen Bariton und erfasst mit nicht minder Wärme seine Rolle; nur fehlt ihm des Ersteren natürliche Anlage zur Darstellung. Doch ist er sehr beliebt und war kürzlich der Veranstalter eines Concertes, dessen Programm jedoch fast nur Lieder enthielt. Herr Thelen von Köln besitzt eine schöne Bassstimme, hat Anlage zur Darstellung, die aber noch sehr im Argen liegt und des fleissigsten Studiums bedarf. Nur dann können wir ihm eine schöne Zukunft versprechen. Ein Hr. Röhr, lyrischer Tenor, wäre lieber in Berlin geblieben, und wir glauben nicht daran, wenn er in dem „Templer“ singt: „Es wird besser gehn!“ Schwerlich: denn er hat keine Stimme, weiss nicht zu singen, noch zu spielen. „Die Welt ist rund und muss sich drehn!“ sagt er uns, und wir freuen uns dessen; auch Jahres-Contracte laufen ab. Die Chöre sind schwach und ermangeln sehr oft der Präcision; es sind zu wenig klangvolle Stimmen darunter.

Den 30. Januar fand zum Vortheil des Orchesterfonds für Witwen und Waisen ein Concert Statt, welches unter Anderem Beethoven's *A-dur*-Sinfonie brachte. Sie wurde unter Leitung des Herrn Capellmeisters Hagen wacker executirt und verfehlte ihre Wirkung nicht. Im letzten Satze dünkte uns das Tempo etwas zu rasch; die Blech-Instrumente waren zu stark, und so ging die erste Figur der Violinen ganz verloren. Herr Georg Aloys Schmitt von Frankfurt spielte das *D-moll*-Concert von Mendelssohn für Piano-forte und Orchester sehr sauber und ärtete verdienten Beifall, nicht minder für sein von ihm componirtes „*Staccato*“ und Pauer's „*Cascade*“, zwei elegante Salon-Piecen. Ausser der Ouverture zu *Ruy Blas* von Mendelssohn, die mit vielem Feuer und grosser Präcision ausgeführt wurde, verdient das Uebrige keine Erwähnung.

Herrn Hagen verdanken die wenigen wahren Kunstfreunde dagegen noch einen grossen Genuss, indem er Quartett-Soireen ins Leben gerufen und dabei, ganz auf das eigene Interesse verzichtend, nur das der Kunst im Auge gehabt hat. Von sechs beabsichtigten Soireen fand am 1. Februar die erste Statt. Sie brachte uns Haydn's Op. 77, Nr. 2, Mozart's Op. 10, Nr. 2 (*D-moll*), Beethoven's Op. 18, Nr. 1, ausgeführt von den Herren Concertmeister Frisch, Concertmeister Fischer, Capellmeister Hagen und Herrn Grimm. Das gewählte Publicum nahm die Bestrebungen des Herrn Hagen beifällig auf und verliess befriedigt den Saal. Das Ensemble liess zwar noch Manches zu wünschen übrig; jedoch ging das dritte Quartett schon ein Bedeutendes besser. Herr Fischer hat auf der Violine einen vollen, markigen, breiten Ton, der den Zuhörer an der rechten Stelle

fasst; Herr Frisch hat einen zarteren und weicheren Ton, als sein Rival, Herr Fischer; Herr Grimm ist hier anerkannt als ein tüchtiger Cellist, und Herr Hagen befestigte durch eigene Sicherheit und Kenntniss die Zuversicht des Gelingens. Die Musikfreunde Wiesbadens sehen mit Spannung den nächsten Soireen entgegen.

Es scheint, dass Herrn Hagen's Leitung bei den hiesigen Verhältnissen mit der Zeit eine recht durchgreifende und Erfolg habende, wenn auch weniger eclatante Thätigkeit entwickeln wird. Sehr zu wünschen!

Noch hatten wir am 6. Februar ein Concert, von einer drei- oder dreizehnjährigen Pianistin veranstaltet — das Alter spielt ja dabei die grösste Rolle. Die so und sovieljährige Pianistin spielte so, dass Jeder meinte, es gehöre viel Muth dazu, mit solchen Leistungen unter die Gasflammen zu treten, und dass sie noch so viele Sommer üben möge, als sie Winter alt ist, um dann ein neues Debut mit anderem Erfolge gekrönt zu sehen als dem, den dankbar sich bewegende Hände zu zollen sich verpflichtet fühlten.

Hf.

Tages- und Unterhaltungs-Blatt.

Köln. Am 15. d. Mts. gaben die Herren Karl Reinecke und Karl Reinthaler ein Concert im grossen Casinosaale, dessen Ertrag zum Besten des Dombaues bestimmt war. Die erste Abtheilung eröffnete eine präzise und feurige Ausführung der Ouverture zu Ruy Blas von Mendelssohn. Reinecke spielte die Romanze und das Rondo aus dem Concerte in E von Chopin mit schöner Auffassung und vollendetem Vortrage sowohl im Technischen als im Ausdrucksvollen. Darauf hörten wir zwei Lieder von ihm für Sopran mit Pianoforte und Violine, „Waldesgruss“ und „Frühlingsblumen“ — reizende Compositionen; aber neben einer Violine zu singen, ist eine schwierige Aufgabe — besonders neben einer Hartmann'schen. Hierauf folgte eine Sinfonie, ebenfalls von K. Reinecke. Es ist dies eine Composition, welche das grosse Talent Reinecke's in Erfindung, Ausarbeitung und Instrumentirung in vollem Maasse bekundet, zugleich aber auch den Abweg von ferne zeigt, vor welchem er sich zu bewahren hat, nämlich vor dem Verfallen in Robert Schumann's Manier, wie sie sich besonders in dessen letzten Werken zeigt. Der erste Satz dieser Sinfonie ist so reich an wahren Schönheiten, an melodischen Gedanken und Figuren, wie sie nur dem echten musicalischen Genius entquellen, eben so an reizender Instrumentirung, dass man bedauert, durch die vorherrschende eigenthümlich rhythmische Form nicht zum ruhigen Genusse alles dieses Schönen kommen zu können. Im Adagio und dem Menuetto finden wir dagegen nichts, was den Eindruck dieser beiden vortrefflichen Sätze irgend störte. Der letzte Satz scheint uns in der Erfindung den drei anderen nicht ganz ebenbürtig, doch lässt sich nach einmaligem Anhören immer nur von dem flüchtigen Eindrucke des Augenblicks sprechen. Da die Sinfonie dem Vernehmen nach bereits einen Verleger gefunden, so werden wir hoffentlich bald Gelegenheit haben, ausführlicher darauf zurück zu kommen. Das Publicum nahm das Ganze, wie jeden einzelnen Satz, mit lautem Beifalle auf.

In der zweiten Abtheilung machten wir die sehr erfreuliche Bekanntschaft mit einem neuen Talente, welches wir jetzt ebenfalls zu denen zählen, die sich Köln zum Aufenthalte gewählt haben. Es ist dieses Herr Karl Reinthaler, früher in Berlin und Rom, seit dem vergangenen Herbstes Gesanglehrer an der Rheinischen Musikschule. Er führte uns die Hauptnummern aus dem ersten Theile seines Oratoriums „Jephtha“ vor, welches er in Italien geschrieben, und debutirte damit hier auf eine glänzende Weise. Denn selten haben wir das Publicum des Casinosaales so

lebhaft theilnehmend und so ohne Rückhalt Beifall spendend gesehen. Wir stimmen von Herzen in das Urtheil desselben ein; namentlich sind es die drei grossen Chöre: Nr. 1, „Stehe auf, Herr, erhebe dich wider den Grimm deiner Feinde!“ Nr. 4, „Du allein bist König von Israel!“ mit dazwischen geflochtenen Solosätzen für Bass, und Nr. 12, „Auf, Heer des Herrn, zum Siege!“ das den Schluss-Chor des ersten Theiles bildet, welche durch schöne Erfindung der Motive, grosse und breite Durchführung, Fluss und Guss in Stoff und Form, und glänzende Instrumentirung unsere Bewunderung erregt haben und zu deren Composition wir Herrn Reinthaler Glück wünschen. Weniger hat uns einiges Andere angesprochen, wie z. B. die Sopran-Arie, zu welcher schon der Text: „Da Israel aus Aegypten zog,“ aus inneren und äusseren Gründen nicht gut gewählt erscheint. Durch den Vortrag derselben lernten wir in Frä. Hartmann, der Tochter unseres Concertmeisters, eine recht hübsche, klare Sopranstimme kennen, deren Ausbildung der Rheinischen Musikschule sicher zur Ehre gereichen wird. Wir freuen uns, bei dieser Gelegenheit berichten zu können, dass die Differenzen zwischen Herrn E. Koch und der Direction des Conservatoriums gehoben sind und Herr Koch der Anstalt erhalten bleibt.

Den Schluss des Concertes bildete die Phantasie von Beethoven für Pianoforte und Orchester, Soli und Chor, Op. 80 (die Pianoforte-Stimme von Reinecke gespielt), welche wie immer ihren Zauber auf die Zuhörer ausübte, hier aber noch ziemlich unbekannt war und um so mehr entzückte,

Im Theater ist Balfe's Zigeunerin vollständig durchgefallen, der Prophet mit grosser Pracht in Scene gesetzt worden.

*** **Barmen.** Herr Karl Reinecke ist von den hiesigen musicalischen Körperschaften, dem städtischen Singverein, der Concert-Gesellschaft und der Liedertafel, einstimmig zum Musik-Director erwählt worden. Eine Deputation hat ihn von dieser ehrenvollen Wahl in Kenntniss gesetzt, und dem Vernehmen nach hat er sie angenommen. So haben wir denn die Gewissheit, dass das rege musicalische Leben, welches H. Schornstein durch seine Wirksamkeit hier geschaffen hat, nicht untergehen, sondern immer schönere Blüthen treiben wird.

Ankündigungen.

Alle in dieser Musik-Zeitung besprochenen und angekündigten Musicalien etc. sind zu erhalten in der stets vollständig assortirten Musicalien-Handlung nebst Leihanstalt von BERNHARD BREUER in Köln, Hochstrasse Nr. 97.

Die Niederrheinische Musik-Zeitung

erscheint jeden Samstag in mindestens einem ganzen Bogen; allmonatlich wird ihr ein Literatur-Blatt beigegeben. — Der Abonnementspreis beträgt für das Halbjahr 2 Thlr., bei den K. preuss. Post-Anstalten 2 Thlr. 5 Sgr. Eine einzelne Nummer 4 Sgr. Einrückungs-Gebühren per Petitzeile 2 Sgr.

Briefe und Zusendungen aller Art werden unter der Adresse der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung in Köln erbeten.

(Hierbei das Literaturblatt Nr. 1.)

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. L. Bischoff in Köln.
Verleger: M. DuMont-Schauberg'sche Buchhandlung in Köln.
Drucker: M. DuMont-Schauberg in Köln, Breitstrasse 76 u. 78.